

Fritz J. Raddatz

Die Dinge verschwinden

Gestimmt auf den Grundton der Vergeblichkeit:

Die Gedichte Kurt Drawerts in einer ersten Gesamtausgabe

Nur wer im Gedicht seinen ganz eigenen, unverwechselbaren Ton gefunden hat, ist als Lyriker des Erinnerns wert. Das galt schon weiland für Heinrich Heine, später für Benn oder Rilke ohnehin, in der Gegenwartsliteratur gilt es für Sarah Kirsch wie Celan, für Enzensberger wie Wondratschek oder Jürgen Becker. Es sind durchaus nicht immer die Motive, das „Lebenszittern“ (wie Thomas Mann es einmal nannte) des Thomas Brasch. Es ist der Klang der Worte, die Musik ihres Rhythmus; ein kleines Wunder allemal, da das „Material“ ja knapp ist, 26 Buchstaben zählt das deutsche Alphabet – und die zu immer neuen Fugen, Fügungen zu komponieren: eigentlich kaum möglich.

Und immer wieder eben doch. Der diese (Un-)Möglichkeit so bestechend meistert, das ist Kurt Drawert. Sein lyrisches Werk liegt nun in einer schönen Zusammenfassung vor. Der innerste Kern einer reichen Frucht-Ernte entbirgt sich bereits im Motto von César Vallejo: „Ich, der geboren ist, und sonst nichts“. Der tief tönende Grundakkord dieser wundersamen Vers-Welt nämlich ist Vergeblichkeit. Über 260 Seiten nimmt ein bedeutender Künstler Abschied – von sich selber: „...dann werde ich abscheiden,/ Im Schnee stehen und mir nachwinken, bis der Arm erfriert,/ Blau das Gesicht von des Scheiterns schneidendem Wind“. Schon in diesen wenigen Zeilen erweist sich Kurt Drawerts Perfektion – wir lesen nämlich nicht lediglich einen Notruf; wir HÖREN ihn, indem der Dichter eine Vokalreihung vorträgt, die sich hauptsächlich aus dem Schneide-Laut i, ei, ie zusammensetzt; kein aufblühendes O also, kein staunendes A – i aus dem Schnitter, der ist der Tod. Ein etwas längeres Gedicht führt diese schlechterdings großartige Sprachmeisterschaft vor, es wiegt sich gleichsam in einem hoffenden Anfang, um im Lebenselend zu verrinnen.

*Wer liebt, ist immer auch verloren
An jenes Glück, das man gewinnt
Als Sand, der durch die Hände rinnt –
Das andere ist auch geboren:
Das Nichts im Sein, der Tod im Leben,
In Leidenschaften mischt sich Qual.
Und doch ist es des Lebens Wahl,
Dem Scheitern einen Grund zu geben
Und jedes Ende zu beginnen
Mit einem Anfang und dem Schein,
Die Dinge würden ewig sein
Und nicht mit unsrer Zeit verrinnen.
Allein mit der Erkenntnis misst,
wer außerhalb der Dinge ist.*

Dabei schrillt keine Jeremiade aus der Asservatenkammer von Drawerts Sprachschatz. Das wären ja in Trauer gekleidete Appelle. Kurt Drawert aber appelliert nicht, er konstatiert. Nie greint er: „Ach wäre es doch anders“. Immer – fast als Selbstgespräch – zieht er Bilanz mit schwarzem Stift: „Meine Jahre bis heute/ sind eine Schleifspur/ gebrochener Schritte“. Gewiss, das kennen wir aus seiner so präzisen wie gnadenlosen Prosa, es ist ja die seelische Existenz dieses Schriftstellers grundiert von seinen politischen (DDR-)Erfahrungen. In schier gigantisch sich aufbäumendem Anti-Surrealismus hat er das zum Beispiel eingefangen, aufgefangen in dem großen Roman „Ich hielt meinen Schatten für einen anderen und grüßte“. In einer früheren Prosaarbeit „Spiegelland. Ein deutscher Monolog“ hat er die versehrte Innenhaut seines gesamten Werks wie eine nicht heilbare Wunde gezeigt: „Die Worte gehen weiter, und der Tod der Worte geht weiter [...] Der einem wie Stallgeruch anhaftende Status DDR geht weiter.“

In seinem Buch „Steinzeit“ führt uns Drawert, für den „von Anfang an keine Ernte vorgesehen“, tief in jenen Abgrund, der sein ganzes Ich zu verschlingen droht, seine Hoffnungen zermalmt, seine Horizonte heruntergezerrt: „Dass auch im letzten Winkel des Abgrunds weitere Abgründe aufgerissen wären, wenn ich heruntergestürzt und hart aufgeschlagen wäre auf den Grund dieser Tiefe, den ich von meiner Position aus ohnehin nicht mehr sah und den ich mir nur vorstellen konnte als eine tiefschwarze, indessen gallertartige, bewegliche und gewissermaßen lebendige, atmende, sich fortpflanzende, ausbreitende, über die Errungenschaften der menschlichen Welt sich allmählich ausbreitende und sie lächerlich machende Masse, überzogen von einer verkrusteten, grindigen Haut. Und im Zentrum des Wesens, im gelben Auge, in der dunkelgelben Mitte des hellgelben Auges hätte es einen abwärtsziehenden, von kräftig pulsierenden Muskelformationen bewegten Wirbel gegeben, in dessen Sog schließlich alles, was auf diesen rohen, fleischigen Boden gestürzt war, verschwände, wie ein Wurm verschwindet im Schlund einer kräftigen, tierhaften Pflanze in der Mitte des verwucherten Auges.“

Doch hier, in den Gedichten, benutzt er eine verkehrt herum gehaltene Wünschelrute; sie schlägt aus – dort, wo Leben eigentlich blühen sollte, aber zu Schotter geworden ist: in der Liebe. Nicht nur „wo immer ich bin, bin ich fremd“ (will sagen: einsam), sondern auch der tiefe Fall ins Schweigen gehört zur Katastrophe dieses Zerbrechenden; was schützen soll, behüten, die Liebe, ist auch nur mehr Wahn und Ohnmacht:

*„...Später, an einer empfindlichen Stelle
der Biographie, brach, wie dem einen
die Stimme, dem anderen
das Rückgrat, erinnere dich,
mir war das Glück des Verstummens
gegeben, wo es war.
Wo es war, hat das Gras schon zu wuchern*

*begonnen. Die kleine Senke im Boden,
in der ich von Liebe geträumt haben muss,
ist mit Schotter gefüllt, Lachen von Flusstang
und Öl, zerdrückte Aluminiumdosen
ein Brandfleck. Auch diese Erde
hat ihre Geschichte verleugnet. Schon lange
war es dunkel geworden, als ich noch immer
bewegungslos dastand. Was ich hörte,
war fremd, was ich dachte. Und es war Tag.*

Glück – das ist im Kosmos des Kurt Drawert ein Fremdwort, Unheils-Menetekel eher als etwa Verheißung: „Und was das Glück/ dieser Welt ist,/ hing als Blüte gebrochen/ im Knopfloch/ künftiger Soldaten.“

Nie und nirgendwo in seinen Gedichten schmückt dieser Lyriker sich mit einer Gebärde. Er ist das Unheil – im doppelten Sinn des Un-Heilbaren –, das er kündigt. Seine Schwärze ist nicht angepasst von einem schicken Couturier; sie ist seine Verfasstheit. Das ist ja das immer neue Wunder, das Gedichte uns bescheren: der Verfasser kann von Unheil und Selbstzweifel schier verstört sein – aber seine Kunst ist nicht zerfressen, ist „ungestört“. Nur die verletzte Auster produziert eine Perle – also Kunst. Das wusste Heinrich Heine, das formulierte Gottfried Benn. Wie weit entfernt ist das von der Kunstperlenproduktion eines Durs Grünbein, dem selbst die FAZ (die ihn einst „erfand“) das Waten in der Milchschaumbucht bescheinigt: erlesene Verse der Bildung, nicht der Prägung. Grünbein findet immer, aber er sucht nicht. Kurt Drawert ist Versuchung, seine Lyrik ist Schrei eines Verlorenen: wüst, die Leere ausbuchstabierend, doch nie füllend. Seine schreckliche Einsamkeit reißt uns Leser mit in die Schluchten des Fürchterlichen. Ratlos macht sie uns jedoch nicht; denn siehe: das Grässliche wird zur Schönheit – durch das Wunder seiner Sprache. Sie ist so klar wie Glas und auch so hart. Aber man kann durch sie – wie durch Glas – hindurchsehen und sieht dann das Antlitz des Glasschleifers. Er hat in der einen Hand einen diamantenen Griffel, mit dem er seine Zeichen ritzt. In der anderen Hand hält er, einer Monstranz gleich, die erstorbene Sonne; sie ist schwarz.

In: DIE WELT, Literarische Welt, 12. März 2011